

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Der Gänседоктор.

1)

Humoristische Novelle von D. Gaus-Bachmann.

(Nachdruck verboten.)

So treuherzig kam das heraus, daß Edith lachen mußte, und Waldemar lachte mit; Kienholz aber freute sich innig, daß die beiden jungen Leute sich so gut unterhielten.

Im Verandazimmer waren die anderen schon versammelt, und bei dem Frühstück ging es äußerst lebhaft zu; die Gäste waren weltgewandt, die Wirte liebenswürdig, und an Gesprächsstoff mangelte es nicht. Wenn man einander so viele Jahre hindurch nicht gesehen, und wenn jedes Einzelne wechselvolle Lebensschicksale gehabt hat, gibt es eine Menge zu erzählen. Zu einem ausführlichen Bericht über die Schicksale kam es nun allerdings nicht in dieser ersten Stunde des Beisammenseins; erstens waren Emma und Amalie einander fremd und zweitens war die Anwesenheit der jungen Leute ein Hindernis. Zu einer vertraulichen Aussprache war ja bei einem langen Aufenthalt Zeit genug, und so gab es bei dieser ersten Mahlzeit nur ein buntes Durcheinander von kleinen Episoden aus der längst- und aus der jüngstvergangenen Zeit. An die Erinnerung an einen lang verstorbenen Verwandten, der ein sonderbarer Ranz gewesen, knüpfte sich die Erzählung von einem drolligen Coupegenossen, den man auf der Herreise gehabt hatte, an einen funkelnagelneuen Wig von heute, ein Kindergeschichtchen, das vor fünfundsiebenzig Jahren die Verwandtschaft erheitert hatte. Kienholz bemerkte mit einigem Mißvergnügen, daß Gustav eine besondere Unterhaltungsgabe besaß; er schien äußerst weltgewandt zu sein und dabei hatte er etwas so herzig Frisches und Liebes in seinem Wesen, daß er durchaus nicht den Eindruck eines Schwadroneurs machte, und daß man ihm gut sein müsse, ob man wollte oder nicht. Einigermassen beruhigte sich der beobachtende Onkel dabei, daß Gustav sich hauptsächlich mit Mariechen beschäftigte, und daß sich Edith mit dem stilleren Waldemar ganz gut unterhielt. Nur als Amalie anfang, von ihrem glänzenden Leben in Amerika zu erzählen und bei jedem Satz: „Nicht wahr, Ditha?“ zu ihrer Tochter sich wandte, da ward das Mäuschen stiller und sagte schließlich nichts mehr als ein müdes: „Ja, Mama.“

Nach dem Frühstück gingen die beiden Frauen auf ihre Zimmer, die Reiseeffekten auszupacken, die jungen Leute schlenderten mit den Kindern ihres Oheims in Garten, Stall und Wirtschaftsgebäuden umher. Sie waren bald vertraut miteinander, und besonders Gustav gegenüber hatten die Kienholz'schen Sprößlinge bald das Gefühl, als ob sie seit Jahren miteinander verkehrt hätten.

Am Nachmittag kamen dann auch die beiden Frauen und ließen sich von ihren Wirten Haus und Hof zeigen. Mit Stolz machte Kienholz den Führer und es gab ihm einen Stich ins Herz, als Amalie schließlich sagte: „Wie lieblich das alles ist, wie ein Spielzeug!“

Aber er sagte sich schnell und entgegnete: „Das Gute nach unseren Verhältnissen ganz respektabel, du freiest bist an größere Verhältnisse gewöhnt.“ — er stockte, es fiel ihm ein, daß er in Emmas Gegenwart nichts von dem Reichtum Amaliens erwähnen durfte — und fügte dann rasch hinzu: „In Amerika geht alles ins Große.“

„Und ist im Grunde genommen dann doch nichts anderes als hier,“ sagte Amalie. „Man setzt eben auch an Alles einen größeren Maßstab.“

Und nun verdrehte sie plötzlich schwärmerisch die Augen und sagte seufzend: „Das Glück wohnt übrigens in Hütten und nicht in Palästen; ich beneide dich um dein stilles Leben, Ferdinand.“

Ferdinand zuckte zusammen und warf einen Blick voll Liebe auf sein hübsches Familienhaus. Da sprach diese Amalie von einer Hütte! Wie mußte sie gewohnt haben! Er wandte sich ihr zu, und da Emma vorausgegangen und ihn nicht hören konnte, sagte er teilnehmend: „Deine Bemerkung steht nicht nach Glück aus; du bist doch auf der Höhe des Lebens gestanden.“

Sie seufzte. „Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen,“ sagte sie.

Da ihm im Augenblicke keine passende Antwort einfiel begnügte er sich damit, mitfühlend zu seufzen.

„Ich habe meine Kunst gehabt,“ fuhr sie fort, „ich habe Triumphe gefeiert, aber das waren Augenblicke des Glücks, durch die man so verwöhnt wird, daß man das alltägliche, stille Leben kaum mehr ertragen kann.“

„Ja, die Größe ist gefährlich
Und der Ruhm ein leeres Spiel,
Was er gibt, es ist so wenig,
Was er nimmt, es ist so viel!“

Kienholz blickte mit scharfer Bewunderung und einem leisen Unbehagen zu der früheren Künstlerin empor. Sei seinem Aufenthalte auf dem Gute war er dem Theater und den Dichtern ein wenig fremd geworden und er war nicht sicher, ob die zitierten Verse Goethe, Schiller oder ein anderer geschrieben hatte. Erleichtert atmete er auf, als Amalie die schwärmerisch emporblickenden Augen wieder in ihre normale Lage brachte und fortfuhr: „Ich habe alle künstlerischen Neigungen in Edith ängstlich unterdrückt und ihr in den grellsten Farben das Elend und die Kämpfe der Künstler dargestellt. Ich wünsche für sie ein wolkloses, stilles Dasein ohne große Aufregungen in Freude wie in Schmerz; und womöglich auf dem Lande soll sie leben mit ihrer zarten Gesundheit.“

Kienholz stimmte eifrig bei; er pries die Gesundheitsverhältnisse der hiesigen Gegend und versicherte, daß es hier beinahe notwendig wäre, die Leute erschlagen einander, um Platz für den Nachwuchs zu schaffen; von selbst könne man hier fast nicht sterben.

Sie gingen weiter durch die Wirtschaft und als sie wieder beim Hause anlangten, bemerkte Amalie: „Was mir hier so gut gefällt, ist die Sauberkeit und Ordnung. Bei Thomas ist alles größer, aber lange nicht so gut gehalten.“

Kienholz riß die Augen auf. „Warst du denn in Blinowitz?“ fragte er erstaunt.

„Aber natürlich!“ entgegnete sie; „vom November bis zum Februar.“

„Er hat mir doch zu Weihnachten geschrieben und dein Wort von dir erwähnt,“ meinte er kopfschüttelnd.

„Ihr schreibt einander?“ fragte sie. „Davon hat mir Thomas gar nichts gesagt.“

Kienholz erwiderte nichts; er wußte, warum Thomas nichts erwähnt hatte. Einerseits empörte ihn die Falschheit des Betters, andererseits bekräftigte sie ihn in der Nehm-

zeugung, daß Amalie wirklich eine Millionärin sei. Den Besuch einer armen Verwandten trug man gewöhnlich dem andern als eine besondere Belästigung, der Besuch der Millionärin wurde natürlich verschwiegen, weil man nicht wollte, daß eine Einladung von Kienholz erfolgte. Er freute sich schon, seiner Frau diese Mitteilung machen zu können, denn sie hegte merkwürdige Zweifel an den Millionen Amaliens.

Rasch und angenehm verging der Tag und beim Abendessen ging es heiter und gemüthlich zu. Als sich Amalie mit ihrer Tochter auf ihr Zimmer begab, gingen Frau Kienholz und Emma in den Garten und erzählten einander ihre Erlebnisse.

Emmas Gatte hatte lange und schwer gekämpft, sich mit untergeordneten Stellungen begnügen müssen, bis es ihm einmal gelungen war, seinen Prinzipal auf sich aufmerksam zu machen, indem er ihm in einer Geschäftsangelegenheit einen Rat gab, der sich glänzend bewährte. Der alte Herr zog nun seinen Angestellten öfter zu Räte und sah, daß er es mit einem außergewöhnlich tüchtigen Kaufmann zu tun hatte. Er schenkte ihm sein ganzes Vertrauen und nach kaum zwei Jahren machte er den gänzlich

Bei dem Aufschwung, den das Geschäft nahm, stieg auch der Anteil des jungen Kompagnons, und als der alte Chef starb, war der jüngere in der Lage, das Geschäft ganz an sich zu bringen und war in kürzester Zeit ein reicher Mann. Nur ward leider allzu früh seinem freudigen Schaffen eine Ende bereitet, eine tödtliche Krankheit raffte ihn schnell hinweg. Frau Emma war genügend orientiert, um das Geschäft nicht nur überhaupt, sondern sogar im alten Glanze weiterzuführen, aber als ihr herangewachsener Sohn keinerlei Neigung zum kaufmännischen Beruf zeigte, gab sie es auf und zog sich ins Privatleben zurück. Nun konnte sie sich auch den langgehegten Wunsch erfüllen, die Gefährten ihrer Kindheit und Jugend aufzusuchen; Bettli, die ihr die Liebste gewesen, und deren Adresse sie erst auf langen Umwegen erfahren hatte, war die erste in der Reihe.

Frau Kienholz erzählte das alles am Abend ihrem Gatten, der aber suchte nur die Achseln. „Erzählen ist leicht“, meinte er, „es muß nur einer da sein, der's glaubt. Aus dem, was jemand von sich selbst erzählt, bildet sich kein vernünftiger Mensch ein Urtheil, eher aus neben-sächlichen, absichtlosen Bemerkungen. Da hast du gleich Amalie, die spricht nicht direkt von ihrem Reichtum —“

„Ach, laß mich mit der! ... Gute Nacht!“ unterbrach ihn Frau Bettli.

2. Kapitel.

Die nächsten Tage brachten nicht das Behagen und das engere Aneinanderschließen, auf das man mit Recht hätte hoffen können; es war eine Gespanntheit da, die sich bald hier, bald dort bemerkbar machte. Amaliens zukünftiges Wesen Kienholz gegenüber reizte Frau Bettli immer auf, und es ward ihr schwer, mit dieser Frau freundlich zu sein; Kienholz seinerseits sah die Gereiztheit seiner Gattin und schwebte in beständiger Furcht, daß sie einmal ihre Gefühle nicht werde bemeistern können. Sein ganzes Gehaben war daher nervös und aufgereg.

Selbst Frau Emma, die ohne jede Nebenabsicht aus wirklicher Neigung zu der Frau des Hauses gekommen war, wurde in das Unbehagen hineingezogen. Bettli vertraute ihr alle ihre eifersüchtigen Regungen, und da ja Kienholzens Guldigungen für Amalie auffallend genug waren, glaubte auch sie an das Wiederaufleben einer alten Jugendliebe, wenn sie dies auch gegenüber der Freundin nicht zugab.

Sympathischer ward ihr die Amerikanerin dadurch natürlich nicht und es kostete sie einige Ueberwindung, mit ihr so freundlich zu verkehren, als es die Verhältnisse im Hause erforderten. Ueberdies hatte sie einen fräftigen Widerwillen gegen das Romöbiantische in Amaliens Gebahren; sie hatte so viel wirkliche Kunst kennen gelernt, daß sie fast physischen Schmerz bei den häufigen Zitate der Amerikanerin empfand.

Wirklich bedauernswerte Menschen waren Waldemar und Edith; daran trugen die beiderseitigen Familienoberhäupter die Schuld; in ihrem Bestreben, die jungen Leute zusammenzuführen, taten sie des Guten entschieden zu viel und beirrten das Gegentheil.

Am 1. ersten Stunde des Alleinseins fragte Frau

Amalie ihre Tochter: „Nun, wie gefallen dir die Leute hier?“

„Recht gut,“ erwiderte diese; „die Tante eigentlich besser als der Onkel, obgleich er weitaus liebenswürdiger ist; ich finde ihn eigentlich ein bißchen komisch.“

„Ach was, Tante, Onkel! Wie gefällt dir der junge Mann?“

„Welcher denn?“ fragte Edith, „der Sohn oder der Gast des Hauses?“

Der Sohn natürlich,“ versetzte die Mutter ungeduldig.

„Er ist ein ganz netter Junge,“ meinte die Tochter, „aber unterhaltender ist der andere.“

„Den schlage dir nur gleich aus dem Kopf!“ eiferte Amalie.

Edith lachte. „Ich habe ihn mir ja noch gar nicht in den Kopf geschlagen, Mama.“

„Ich möchte dir's auch nicht raten. Meine Tochter und ein derzeit arbeitsloser Tapezierer!“

„Ein Tapezierer?“ fragte Edith erstaunt.

„Ja,“ entgegnete Frau Amalie triumphierend. „Seiner Mutter gibt ihn zwar für einen Juristen aus, aber er hat sich Kienholz gegenüber unversehens verraten.“

Edith schüttelte den Kopf. „Das ist unmöglich,“ sagte sie, „das sind nicht die Manieren eines Handwerkers.“

„Nun, er mag ja vielleicht keiner sein, der bloß Strohsäcke stopft und Wände beseht, er kann ja auch Theater- oder Ballsaaldecorateur sein, solche Leute sind auch ein bißchen gewandt.“

„Nein, nein, Mama, Onkel Kienholz täuscht sich oder täuscht dich,“ versetzte Edith eifrig.

„Ei, ei, du sehest dich ja sehr warm für diesen Herrn ein,“ rief die Mutter empört. „Ein Glück, daß ich so schnell dahinterkomme.“

„Dahinterkommen?“ meinte Edith ein wenig verächtlich. „Mein Gott, mir ist Vetter Gustav genau so gleichgültig wie Vetter Waldemar, sei dessen gewiß!“

„Waldemar soll dir aber nicht gleichgültig sein, du sollst ihn heiraten und mußt ihn daher erobern.“

Edith wandte sich ab.

„Mama,“ sagte sie nach einer Pause gepreßt, „wenn du etwas zarter wärest, würdest zu vielleicht besser zu deinem Ziele gelangen. Mir die gezeichneten Pläne vorlegen, heißt mir die Unbefangenheit rauben; du solltest doch meinen Gefühlen Zeit zur Entwicklung lassen.“

„Ja, nun freilich,“ entgegnete die Mutter rasch, „damit sie sich recht gründlich verirren können, wie zum Beispiel zu diesem Tapezierer.“

„Ich versichere dich nochmals, daß mir der „Tapezierer“ genau so wenig Herzwieh verursacht als der Haussohn, aber ganz im allgemeinen möchte ich bemerken, daß ich auch mit einem Bettelmusikanten glücklich wäre, sofern ich ihn nur lieb hätte.“

„Diese Bemerkung ist nur ein Beweis deiner Unreife,“ entgegnete die Mutter. „Du bist ein dummes Kind, das nichts vom Leben weiß; laß also mich für deine Zukunft sorgen; einst wirst du mir für meine Fürsorge danken.“

„Ich glaube nicht, nein, nein, ich werde dir niemals danken,“ sagte das junge Mädchen leidenschaftlich bewegt. „Dann werde ich mich mit dem Bewußtsein begnügen, meine Pflicht getan zu haben,“ rief die Mutter pathetisch; „ich opfere mich auf dem Altar der Mutterliebe, du aber undankbares Kind, fluche deiner Mutter, wenn du willst aber sei glücklich und geborgen!“

Achselzuckend barg Edith ihr Haupt in den Kissen ihres Bettes; Frau Amalie aber warf sich mit einem mächtigen Seufzer auf ihrem Lager herum und schief längst schon sanft, als ihre Tochter noch immer leise weinte. Das war für Edith der Abschluß des ersten Tages, den der Hausherr in der Freude seines Herzens rot im Kalender anstrich.

Die Folge jener nächtlichen Unterredung mit der Mutter war, daß Edith Waldemar mied, was ihr indessen ziemlich schwer wurde, da dieser auf väterlichen Befehl ihre Gesellschaft suchte. Aber sie machte ihm die Annäherung schwer; stumm ging sie neben ihm her, seine trampfhaften Bemühungen, sie zu unterhalten, kaum beachtend; ja, sie markierte zuweilen sogar ein Sähen. Das brachte ihn ganz aus der Fassung; bescheiden, wie er war, suchte er in sich selbst alle Schuld und schalt sich einen Tölpel.

einen in Gesellschaft unbrauchbaren Menschen. Wenn er aber daran dachte, daß er anderen Mädchen, viel hübscheren als diese Edith, genügt hatte, dann fing er die überseelische Kusine beinahe zu hassen an. Nur die Furcht vor dem strengen Vater hinderte ihn, sie seinen Gefühlen entsprechend zu behandeln, und manchmal trieb ihn der Ehrgeiz, die schwierige Eroberung dennoch zu versuchen. Edith hatte ihn anfangs wegen seiner Bemühungen um sie ein wenig verachtet, später aber bedauert, als sie einmal bei einer kleinen Unaufmerksamkeit, die sich Waldemar ihr gegenüber zuschulden kommen ließ, einen strafenden Blick Kienholzens auffing. Waldemar war vielleicht ein Opfer der Vaterliebe, wie sie eines der Mutterliebe war.

(Fortsetzung folgt.)

Dichter im Schützengraben.

Maria Wallstrieden, 1. Dez. 1914.

Liebe Maria! Ich will dir schreiben,
Was wir so täglich hier betreiben.
Das Dichten ist bei mir nicht groß,
D'rum bi'r' ich dich, lach nicht gleich los
Und nehme nur mit dem Vorlieb,
Was ich als Krieger an dich schrieb.
Wir liegen hier dicht bei Verdun,
Man riecht nur Pulver, kein Parfüm.
Die Wohnung ist ein kleiner Bau
Aus Erde, Stroh und Astverbau,
Davor liegt unser Schützengraben,
Den wir uns ausgeschauelt haben.
Und ach, die Freude wär' zu groß,
Wenn einmal käme der Franzos.
Jedoch stellt er sich nicht so ein,
Wie es uns angenehm wü'd' sein.
Braucht große Vorsicht, wenig Mut
Er weiß genau, wir schießen gut.
Die Hütte ist zwar eng und klein,
Jedoch wir gehen all' hinein.
Sogar ein Deschen haben wir,
Das uns viel Freud' macht und Plaisier.
Doch manchmal macht er auch Verdruß,
Indem er raucht und sehr viel rußt.
Auch in des Hüttchens Gedecklein
Hab'n wir ein Fenster hübsch und klein.
Das spendet uns des Tages Licht,
Doch sehr viel ist es gerade nicht.
Und ist der Abend angebrochen,
Wird eine Kerze „angestochen“,
Die uns ersetzt der Sonne Schein
In unserm trauten Hüttlein.
Wir sind oft müd' und sind dann froh,
Wenn wir uns legen könn'n ins Stroh.
Nun wird erzählt, ob lang, ob breit,
Ein Stückchen aus der Jugendzeit.
Der Eine hat sogar gelogen,
Daß sich die dicksten Balken bogen.
Der Andere erzählt uns Sachen,
Raum halten könnt' man sich vor Sachen.
Der Dritte erzählte frank und frei
Ein Stückchen von der Liebele.
Doch horch! Ein Schuß! — Es ist Alarm,
Dem Ein'n wird's kühl, dem Andern warm.
Ein jeder greift zu seiner Flinte
Und wünscht dem Franzmann in die Lunte.
Ja, dieser hat es unternommen,
An uns're Stellung ranzukommen.
Doch hat er sich zu hoch verstiegen
Und wird jetzt kräftig Haue kriegen.
Wirklich, es dauert nun nicht lange,
Da kriegt's der Franzmann mit der Bang.
Er merkt es, daß er jetzt kriegt Reiß,
Er läuft davon in aller Eil'.
So in des Abends Dämmerchein
Verschwindet das Franzmännlein.
Du, liebe Maria, hast gesehn,
Es ist bei uns hier wunderschön,
Ich möcht' darob empfehlen dir.

Uns einmal zu besuchen hier.
Dann könntest du mit Schwert und Band
Auch kämpfen für das Vaterland.
Da dieses doch nicht möglich dir,
Schlägt dir jetzt vor ein Untröstlicher.
Damit du dienst dem Vaterland,
Schreib fleißig nur mit zarter Hand
An mich, auch ruhig u'f'ge Sachen,
Es würde mir viel Freude machen.
Zum Schluß sei nun gegrüßt mein Zudermann!
Von deinem lieben Bruder Paul.
(Fehler sind als dichterische Freiheiten anzusehen.)

Vom Kakaó.

Kakaó und Schokolade sind in der letzten Zeit infolge der gewaltigen Liebesgaben sendungen sehr wichtige Versorgungsmittel unseres Nahrungsmittelbedarfes geworden. Da der Kakaó aber aus einer im fernen Auslande gewonnenen Pflanze stammt, so ist es unseren Feinden leicht geworden, uns durch Abschneiden der Zufuhr die Preise dieses Genussmittels zu außerordentlicher Höhe emporzutreiben. Vielleicht ist es bei dieser Gelegenheit interessant, festzustellen, woher Kakaó und Schokolade kommen.

Die Produktion der Kakaobohne auf der Welt hat in den letzten Jahren ständig zugenommen. 1907 war die Weltternte 150 000 Tonnen. Von da ab setzte dann ein ganz rapides Steigen des Verbrauchs und dementsprechend eine riesige Entwicklung des Kakaobaues ein. Offenbar hatte man sich schon mehrere Jahre hindurch auf einen größeren Verbrauch eingerichtet; denn schon im Jahre 1908 schnellte die Produktion um fast ein Drittel auf nahezu 194 000 Tonnen heraus und stieg dann mit den durch den Ausfall der Ernte bedingten Einschränkungen bezw. Schwankungen auf 255 000 Tonnen im Jahre 1913, dem letzten Jahre, über das abschließende Ziffern vorliegen.

Die Steigerung ist in keiner Weise begrenzt, und es ist mit größter Sicherheit anzunehmen, daß wir auf diesem Gebiete erst in den frühesten Anfängen einer riesenhaften Weltproduktion stehen. Das größte Produktionsgebiet ist nämlich bis heute die Goldküste, eine relativ kleine englische Kolonie an der Westküste Afrikas. Dann folgt Ecuador, die sonst in der Weltgeschichte nicht übermäßig berühmte, höchstens wegen ihrer vielen Revolutionen berühmte, in weiteren Kreisen kaum gekannte südamerikanische Republik Ecuador, die ihren Namen von dem das ganze Land durchschneidenden Äquator herleitet, die aber keineswegs im vollen Umfange ein tropisches Gebiet ist, weil der größte Teil des Landes Hochgebirgsland ist. Dort wird ungefähr der 6. Teil der gesamten Weltternte produziert. Dann folgt als größter Produzent die kleine Insel St. Thome, die 36 000 Tonnen produziert. Die deutschen Kolonien, die 1907 mit noch nicht ganz 2000 Tonnen beteiligt waren, steigerten in der nächsten Zeit ihre Produktion um das Dreifache. Sogar für einen derartigen Anbau wie kein anderes Land geeignete holländisch-Indien produziert einstweilen nur 2500 Tonnen.

Es ist klar, daß der riesig steigende Verbrauch sehr schnell ein weiteres Anwachsen dieser wertvollen Nahrungspflanze herbeiführen wird.

Der Weltverbrauch hielt sich einigermaßen in den Grenzen dessen, was produziert wurde. Vor dem Jahre der riesenhaften Produktionssteigerung 1907-08 lagen zwei Jahre zurück, in denen der Verbrauch die Produktion nicht unerheblich überschritten hatte. In dem dann folgenden Jahre 1908 mit der größten Steigerung der Produktion blieb der Verbrauch um ein erhebliches Quantum hinter der Produktion zurück. Aber in den dann folgenden Jahren wurde die Herstellung durch den Verbrauch nahezu erreicht, und das Jahr 1912, das mit 234 000 Tonnen eine relativ schlechte Ernte hatte, ergab einen Verbrauch von nahezu 250 000 Tonnen.

Das Hauptverbrauchsland ist bis jetzt die nordamerikanische Union, die mehr als den vierten Teil verbraucht. Dann folgt — was einigermaßen verwunderlich erscheinen dürfte — Deutschland, und zwar mit über den 20. Teil. Frankreich und Großbritannien verbrauchen weniger als Holland: beide nehmen ungefähr den 7. Teil

der Weltproduktion auf, während Holland ungefähr den 2. Teil verbraucht. Aber es darf nicht vergessen werden — und deshalb behält der Vergleich zwischen Deutschland und England bzw. Frankreich seine Gültigkeit —, daß der holländische „Verbrauch“ zu einem ganz erheblichen Teile Durchgangsproduktion darstellt. Das ist auch wohl bei der Schweiz der Fall, die den 25. Teil der Weltproduktion verbraucht.

Rußland braucht nur den 10. Teil der Schokolade, wie Deutschland, Italien nur den 20. Teil. Ganz Australien begnügt sich zur Zeit mit 1000 Tonnen — dem 50. Teil dessen, was Deutschland verbraucht. Wenn es sich also um den Kakaoverbrauch und das Schokoladeessen handelt, dann steht Deutschland ebenso in der Welt voran, wie in der Produktion von Zeppelinen und großen Kanonen.

Scherz und Ernst.

11. Zeitungen, die Bringer und Ränder der Kultur, sind auch im Felde außerordentlich gern gesehen. So mancher, dessen Feldpost ganz und gar versagt, liest aus der Heimatzeitung so sehr viel heraus, was ihm lieb und wichtig ist. Darum der lebhafteste Schrei der Krieger nach regelmäßiger Zusendung ihrer Heimatzeitung. Dazu kommt, daß auch im Felde für das Zeitungspapier die ersichtlichsten Verwendungsmöglichkeiten gegeben sind. So veröffentlicht der bekannte Mediziner und Sanatoriumsleiter Dr. Kieckhefer in Krumbühl in der „Frankfurter Zeitung“ ein Feuilleton, worin er die mannigfaltige Verwendung der Zeitungen für die Krieger schildert. U. a. bespricht er die Verwendung der Zeitungen gegen kalte Füße:

„Eine der häufigsten Beschwerden unserer Soldaten, namentlich in den Schützengräben, sind die „Eisbeine“. Die meist nasse Kälte des Bodens teilt sich leicht den Füßen mit. Raßkalte Füße sind aber die Ursache nicht nur allgemeinen Unbehagens, sondern auch sehr oft von Katarrhen und Rheumatismus. Das Zeitungspapier ist aber ein ebenso einfaches wie wirksames Mittel gegen Fußerkältungen. Und die „Technik“ seiner Anwendungen ist nicht minder einfach. Am besten wickelt man eine gewöhnliche Strohschuhle in eine mehrfache Lage Zeitungspapier. Die Umschlagstellen des Papiers müssen auf der unteren Seite sein. Schon das ist eine unendliche Wohltat, daß man das Papier beliebig oft ersetzen kann, mindestens jeden Tag einmal — was weder mit dem Strumpf noch mit dem Fußklappen im Felde möglich ist. Man hat stets eine erquicklich saubere, frische Sohle im Innern des Stiefels. Wenn irgend möglich, wärme man die Strohschuhle an, bevor man sie in das Zeitungspapier wickelt und einlegt. Hat man keinen Ofen zur Verfügung, so benutzt man dazu die eigene Körperwärme. Die Zeitungshülle hält die erwärmte Strohschuhle ziemlich lange warm — und damit auch den Fuß. Das leicht zu erneuernde Zeitungspapier hält die Strohschuhle auch ziemlich lange sauber. Gleichwohl empfiehlt es sich, die Sohle alle paar Tage mit Seife und heißem Wasser zu reinigen, jedenfalls so oft sich Gelegenheit dazu bietet. Die Strohschuhlen sind außerdem sehr leicht in jedem Liebesgabenbrief an die Front zu schaffen — und sind sicherlich nützlicher als manch andere Sendung.“

Das ist natürlich nur eine ganz nebensächliche Seite der Zeitungsfrage. Die Hauptsache ist, daß unsere Jungen da draußen in Verbindung mit der Heimat bleiben, und dazu ist die Zeitung nötig. Wer also den Seinigen im Felde einen Gefallen tun will, der schicke ihm möglichst regelmäßig seine Zeitung, oder besser noch, er lasse ihm durch die Zeitungsexpedition ein besonderes Exemplar überweisen. Das ist eine der wichtigsten Liebesgaben, die wir unseren Lieben da draußen in Wind und Wetter, in der weltabgeschnittenen Einsamkeit der Schützengräben zukommen lassen können. Das hält den Kopf hoch und bewahrt vor trüben Gedanken.

12. Die „Weimern“ im Gute. Als Gustav Adoff im Jahre 1631 durch die alte Stadt Halle a. S. zog, begegnete ihm auf einer Brücke ein Hallor, der aus seinem Gute Weinbeeren aß. Der König fragte ihn, was er da im Gute habe, und im Hallorendialekt antwortete jener: „Weimern!“ Da der König dieses Wort nicht verstand, forderte

er ihn den Gut ab und als er Weintrauben darin fand, aß er im Weiterreiten davon. Der Hallor aber glaubte, es sei um seinen Gut geschehen, lief daher neben dem Pferde des Königs her und schrie unaufhörlich: „Mein Gut! Mein Gut!“ Der König nahm darauf seinen mit einer goldenen Schnur verzierten Sammethut ab und gab ihm denselben. Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde dieser Gut in der Bräuerlade der Halloren in der Moritzkirche zu Halle aufbewahrt, ist aber seitdem verschwunden.

(*) Er bleibt England treu! Nach der Verbandszeitung des Deutschen Fachverbandes der Bureau-Industrie enthält der Bericht des englischen Korrespondenten der „Office Appliances“, des amerikanischen Fachblattes für Bureaubedarf, unter anderem folgendes:

„So teilt uns Beispiel E. A. Klaber von der Koneo Company ihren Korrespondenten mit, daß seine Gesellschaft ihre Kopiermaschinen, Vielfältiger und Koneo-Type-Apparate zu folgenden Bedingungen anbietet: „Die Hälfte des Rechnungsbetrages zahlbar in bar bei Lieferung, der Rest zahlbar nach einem für England günstigen Friedensschluß, wenn Deutschland geschlagen ist!“ Im weiteren wird dies Angebot als eine „gute sportliche Offerte“ bezeichnet und dann noch folgende Mitteilung von Klaber wiedergegeben: „Die Regierungen von Frankreich, Rußland, Belgien, Serbien und Japan benutzen alle Koneo-Vielfältiger in ihren Hauptstädten und in ihren Feldarmeen für die Zwecke des gegenwärtigen Krieges. Auch — ganz leise sei es gesagt — Deutschland und Oesterreich benutzen diese Apparate für gleiche Zwecke.“

Diese Schlußbehauptung ist falsch. Der Koneo ist ein für halbwegs anständige Arbeiten ganz unbrauchbarer Apparat, es gibt aber verschiedene ganz gute deutsche Apparate, die viel billiger sind und besser arbeiten.

Der springende Punkt dieses „treuen Engländers“ aber ist, daß Mister Klaber in — Galizien, also in Oesterreich geboren ist, also nichts weniger als Engländer ist. Es geht aber nichts darüber, wenn einer im Geschäftsleben immer auf die Beine fällt.

(*) Der Adlerschütze. In den Schlachten an der Westgrenze scheint die hervorragende Tüchtigkeit des Einzelnen, die man im modernen Maschinenkriege nur zu leicht als unbedeutend hinzunehmen geneigt ist, wieder zu Ehren gekommen zu sein. Das geht aus einem Feldpostbrief hervor, den der bei einem bayerischen Truppenteil stehende Ulmer Arzt Dr. W. an die Ulmer Schützengilde gerichtet hat. Der Brieffschreiber erzählt, wie die Deutschen auch Scharfschützen auf Bäume postieren, und wie diese es den Herren Franzosen abgewöhnt haben, von Bäumen in die deutschen Schützengräben hereinzuschießen und Radfahrer wie Weidereiter abzuhalten. Es heißt dann in dem Brief: „Besonders hervorgetan hat sich der Reservist Herrenreuther von der 3. Kompanie unseres Regiments, ein echt bayerisches Original, das in der Geschichte dieses Krieges sicherlich ein eigenes Blatt gewidmet bekommt. Nicht weniger als 123 Franzosen hat er vor Zeugen einzeln abgeschossen. Auf 400—600 Meter hat er ein Kopfstiel fast mit Sicherheit auf den ersten Schuß. Ich glaube, dieser Mann hat im Kriege die wenigsten Patronen verschossen. Mehr als zwei Kugeln braucht er nicht für Bolltreffer. Ein Gewehr gibt er Tag und Nacht nicht aus der Hand. Er liebt es wie seine Braut. Alle Taschen hat er voll Patronen stecken. Französische Gefangene haben erzählt, daß man bei ihnen diesen Baumschützen kennen und fürchte. Deshalb haben die Franzosen sogar mit der Artillerie auf seinen Hochstand geschossen. Erfolg: Der Luftdruck einer Granate wirft ihn von seinem Sitz. „Do bin i hart aufg'slog'n, hernach bin i auf'n andern Bam, da hat a Granat'n an ganzen Ast vor mir abag'riss'n; jetzt bin i wieder abi und hab' mir a künstlich's Lab mit aufg'nomma und draus hin hob i no zwoa von dene Kruzitür'n dawischt. Da hab'n hernach a Ruab geb'n.“